

DIE STADT UND DAS STÄDTISCHE SIND EINE WELT, DIE MEHR IST ALS DIE SUMME IHRER TEILE

Zu einigen Vergleichlichkeiten der Stadtforschung

Johanna Rolshoven

Kulturanalysier_innen gehen von einer Wechselwirkung von sozialer Formung und formenden Einflüssen aus: Der Mensch macht die Kultur und die Kultur, als Wissensform und Gestaltungskraft, macht den Menschen. In diesem Prozess entsteht, nach den Worten von Raymond Williams, Gesellschaft: „The making of a society is the finding of common meanings and directions, and its growth is an active debate and amendment under the pressures of experience, contact and discovery, writing themselves into the land.“¹ Eva Kimmich nennt dieses kulturschaffende Handlungsvermögen „Agentivität“², Menschen verfügen darüber im Rahmen je höchst unterschiedlicher Handlungsbedingungen. Gerade dem Städtischen liegt dieses Handlungsvermögen in einer fundamentalen Weise zugrunde.

Das Städtische ist die Urbanität der Vielen

Die *citadinité*, das Städtische, ist als wissenschaftlicher Begriff ein Neologismus, den die Stadtanthropologie arabischer Städte in Abgrenzung zu *Urbanität*, der geläufigen Charakterisierung zentraler Merkmale europäischer und amerikanischer Städte, **geprägt hat**.³ Der inflationäre Gebrauch des *Urbanitäts-Begriffes* in den sozial- und ingenieurwissenschaftlichen Planungsfeldern der *Urban Studies* weist zunehmend **Konnotationen von Zivilisierung und Aufwertung auf, von Verschönerung und gleichzeitiger Vertreibung** durch ein breites und hochwertiges Kulturangebot und wird durch gehobene Infrastrukturen identifiziert. Im Gegensatz zu der klassischen prag-

matischen Begriffsdefinition des amerikanischen Stadtsoziologen Louis Wirth, der Vielfalt, Dichte und Heterogenität als zentrale Merkmale von Urbanität herausgerichtet hatte,⁴ hatten diesem Begriff heute die assthetischen Konnotationen des bürgerlichen Kulturbegriffes, des „Wahren, Guten und Schönen“ an. Urbanität ist also zu einem „neoliberalen Paravent“ geworden, hinter dem Ökonomisierungsprozesse zum Zweck der touristischen Attraktivierung stehen, die nicht nur fremde Stadtgäste anziehen wollen, sondern auch Lebensstilmotor und Zukunftsversprechen für die kreativen Milieus und die wohlhabende „Mitte“ der Stadtgesellschaft sind. Hinter dem Diskurs der Urbanität stehen heute Gentrifizierungsprozesse, die die wirtschaftlich schlechter bestellte Mehrheit der innerstädtischen Quartiersbevölkerung zu einer Kulisse, zum Dekor eines als authentisch empfundenen Populären gerinnen lassen.⁵

Im Gegensatz zu einer positiv aufgeladenen *Urbanität*, die als Zivilisationsmetapher dient, vereinigt das Bild der modernen Stadt selbst jedoch eine Fülle von negativen Zuschreibungen. Diese Ambivalenz trifft den Kern des Städtischen. Als Ort des dichten Zusammenlebens verschiedener Menschen ist „Stadt“ zwangsläufig ein Ort des Aushandelns von Konflikten. Solche Prozesse machen die dem Städtischen inwohnende Kraft der Veränderung aus, ihren kulturdynamischen Impuls: „Cities are the first arena where change happens.“⁶ Da auch die Stadtanthropologie selbst der Auraisierung von Urbanität kaum entkommt, bevorzugte ich mit Blick auf die alltags- und akteurspezifische Perspektive dieses Faches den nüchternen Begriff des *Städtischen*. Dieses ässt sich als sozialer Raum beschreiben, den Stadtbewohner_innen unter dem Einfluss des strukturellen Bedingungsrahmens städtischer Lebenswelten hervorbringen, indem sie sich mit ihrem Alltagsun, durch Kommunikation und Handlung, in den gebauten Raum und in die gegebenen historisch gewachsenen gesellschaftlichen Verhältnisse einschreiben. Diese Definition kommt dem Anliegen entgegen, die Stadt als einen sozialen Ort zu beschreiben, als ein „Menschenwerk“⁷, das alle Bewohner und Bewohnerinnen einer Stadt ausmachen und das mehr ist als die Summe seiner Teile. Stadt ist innerer „Ergebnis von Kulturkontakten“ und „des Zusammenlebens und sozialen Austauschs von Menschen unterschiedlicher Herkunft“⁸. Diese handlungs-

1 Kaachusa, Wolfgang; Lili Martien in Sherzhan – oder: Kultur als globales Repräsentationskonzept, in: Schneider, Ingo/Seck, Martin (Hrsg.): *Unshungen an der Kultur*, Berlin 2013, S. 111–142, hier S. 123.

2 Williams, Raymond: *Culture is Ordinary* (1958), in: Gable, Robin (Ed.): Williams, Raymond: Resources of Hope, Culture, Democracy, Socialism, London/New York 1989, pp. 3–18, here p. 4.

3 Vgl. Kimmich, Eva: *Verortet: Express yourself!*, in: Kimmich, Eva, u. a. (Hrsg.): *expressyourself! Europas kulturelle Kreativität zwischen Markt und Underground*, Bielefeld 2007, S. 1–19, hier S. 13.

4 Vgl. Mermet, Franck: *Rechts de villes: D'äden à Beyrouth*, Actes 2015, p. 226.

5 Vgl. Wirth, Louis: 'Jhoniem as a Way of Life', in: *The American Journal of Sociology* 44/1 (1938), pp. 1–24.

6 Zu diesen stadträumlichen Prozessen und zu diesem Begriffsverständnis vgl. Mermet, Franck, p. 226; Herfeld, Michael: *Evicted from Eternity: The Restructuring of Modern Rome*, Chicago 2009, pp. 196–197.

7 Vgl. Monge, Fernando: *Urban Anthropological Research: Old spaces and New Ways of Living*, in: *Paradiso/Prato, Giuliana* 3, (Eds.): *Anthropology in the City: Methodology and Theory*, Burlington 2012, pp. 215–224, here p. 221.

8 Vgl. Scharte, Martina: *Menschenwerk: Erkundungen über Kultur*, Köln u.a. 2002.

9 Binder, Beate: *Hier und Dort? Einige Überlegungen zur Produktion von Ortsbegehren als Ziel studentischer politischer Maßnahmen*, in: *Kulturforum, Online Journal für Kultur, Wissenschaft und Politik* 18 (2015), S. 1–4, hier S. 1.

theoretische Auffassung von Stadt hat zwingend eine historische Dimension. Die „Stadt ist eine Welt“, schreibt Marc Augé, „eine Anhäufung all dessen, was die Menschen im Laufe der Jahrhunderte geschaffen haben“¹⁰. Sie ist der Ort, an dem Gesellschaft greifbar und gesellschaftliche Prozesse sichtbar werden.

Stadt und Judentum: Momente der modernen Stadtwertung

Die Stadt als soziales und gebautes Gefüge ist nicht nur *Werk aller gegenwärtigen Bewohner_innen*, sondern auch *aller je gebliebenen, bisherigen* Bewohner_innen. Stadtwissenschaftlich und stadtpolitisch werden die für eine Stadt zentralen lebensweltlichen Dimensionen dieses historisch gewachsenen Werkes nicht selten unterschlagen. An dieser Erkenntnis setzen die folgenden Überlegungen mit der Frage nach den jüdischen Impulsen zur Stadtwertung an. Ich kann dabei nicht das große Universum der gesamten Geschichte betreten, sondern im Wesentlichen nur die räumliche Mitte Europas und den Zeitraum jener erinnerbaren vier Generationen, die Aleida und Jan Assmann in Anlehnung an Maurice Halbwachs als für das menschliche Handeln formativ und normativ bestimmend definiert haben.¹¹ Das Erinnerbare als kommunikatives Gedächtnis und als Alltagsgedächtnis¹² umschließt vor allem die *Memorie der Historie*, die Uitz legte anschaulich als stets lückenhafte Erinnerung der Einzelnen im Rahmen der Etappen einer ideologisierten Ereignisgeschichte dargestellt hat.¹³

Ich behaupte, dass die europäischen Städte seit ihrer Gründung eine selbstverständliche jüdische Prägung erhalten haben. Dies betrifft die Orte der Produktion von Stadtkultur und in besonderem Maße die Mitwirkung an Modernisierung und Zivilisierung der letzten rund zweihundert Jahre. All das liegt nicht offen zutage, ist vielmehr oft nur in Spuren sichtbar und diskursiv auch von manchem Stolperstein begleitet. Diese Spuren zu lesen und zu deuten war bisher im Wesentlichen der Disziplin der „jüdischen Studien“ überlassen und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der westlichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Stadtforschung wenig präsent. Mag sein,

10 Augé, Marc: *Peur une anthropologie des mondes contemporains*, Paris 1994, pp. 158–159, hier P. 161. [Übersetzung Jf.]

11 Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Assmann, Jan/Fölscher, Tonio (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a. M. 1988, S. 9–19, hier S. 11–12.

12 Assmann, Gedächtnis, S. 9.

13 Vgl. Jęgle, Ute: *Memorie und Historie – Zur Arbeit des Erinnerns*, in: Giordano, Christian u.a. (Hg.): *Kultur anthropologisch*, Frankfurt a. M. 1989, S. 343–360.

dass dies aus Gründen eines wenig reflexiven, disziplinär einschlägigen Wissenschaftsbetriebs geschah, der sich ungern aus gewohnten Pfaden hinausbeißt, oder aber aus Gründen der Stigmatisierung durch einen stets subkutanen gesellschaftlichen Antisemitismus, oder aus Gründen der Scham und Schuld angesichts der Shoah/des Holocaust, der systematischen Ermordung der jüdischen Bevölkerung in Europa unter dem Hitlerfaschismus, oder auch – Marc Augé folgend – im Zugeständnis an eine gewisse Vorgesessenwertigkeit als gesellschaftliche Zukunftsvoraussetzung¹⁴, die in diesem Fall neue Formen des Zusammenlebens zwischen den Menschen bahnen und dadurch die Traumata der Vergangenheit überwinden könnten.

Die Bevölkerung in den europäischen Großstädten hatte sich mit der Moderne in einem Zeitraum von 100 Jahren verzehnfacht. Die wirtschaftliche Bedeutung von Städten beruhe, und beruhe noch, auf der Zuwanderung von Menschen, ihren Kompetenzen, Kenntnissen und Kapitalien. Die Erfahrung der Moderne wurde dadurch zu einer Erfahrung „von Migration, Vertreibung, Neuanstellung und Heimatverlust“¹⁵, aber sie ist zugleich auch eine Emanzipationsbewegung. Der jüdische Gelehrte Vilém Flusser beschreibt die Zwangswanderungserfahrung von Juden als „die in Leiden erworbene Freiheit der Heimatlosigkeit“, einer „Freiheit der Verantwortung für den ‚Nächsteren‘“, die für Zuwander_innen generell gelten mag.

Die Öffnung auf Emanzipation und Freiheit, auf Teilhabe und rechtliche Gleichstellung betraf im 19. und 20. Jahrhundert das ländliche Proletariat, die unfreien Unterschichten und Frauen, Zuwander_innen aus der Fremde und, quer zu diesen Zuordnungen und in besonderer Weise, auch die jüdische Bevölkerung. Diese war im 19. Jahrhundert auf der Flucht vor Armut und Prognosen von Osteuropa nach Westeuropa oder nach Übersee emigriert; zwischen 1870 und 1920 wanderten drei Millionen Juden aus Osteuropa weg, zwei Millionen Menschen allein nach Übersee¹⁶ und etwa eine Viertelmillion nach Westeuropa. Parallel zur allgemeinen und gleichzeitigen Landflucht des 19. Jahrhunderts waren ihre Ziele die Städte¹⁷. Sie erhofften sich von

14 Vgl. Augé, Marc: *Les formes de l'oubli*, Paris 1998.

15 Schön, Joachim: Das Ich der Stadt, Debatten über Judentum und Urbanität 1822–1938, Göttingen 2005, S. 41. Vgl. hierzu auch u.a. Polack, Martin: *Kaiser von Anzifer*, Die große Flucht aus Galizien, Wien 2010; Roth, Joseph: *Juden auf Wanderschaft* (1927), München 2013.

16 Flusser, Vilém: *Von der Freiheit des Migranten*, Einsprüche gegen den Nationalismus, Berlin/Wien 2007, S. 26.

17 So geschätzt von Britkann, Tobias: *Jüdische Migration*, in: EGO – Europäische Geschichte online, S. 26, <http://ego.eu.de/handle/europa-amerweg/juedische-migration> (23.9.2016).

18 Vgl. Richter, Monika: Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung, in: Löwenstein, Steven, M. u.a. (Hg.): *Deutschi-jüdische Geschichte der Neuzeit III, Umstrittene Integration 1871–1918*, München 1997, S. 13–38, hier S. 33.

der Stadt ein besseres Leben, Sicherheit und Schutz. „Besitz, Bildung und Freiheit“¹⁹. Jüdische Bürger waren im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert Städter oder wurden zu Städtern, die ihre Wohn- und Lebensorte prägten. Sie waren Großstädter in Wien, Budapest und München oder aber in Berlin, jener Stadt, die – wie Joachim Schlor das Ergebnis seiner reichen Quellenauswertungen zusammenfasst – „jüdischem Leben, jüdischer Initiative mehr Raum bot als irgendeine andere“²⁰. Juden und Jüdinnen waren aber auch Bürger innen in Mittelstädten wie Vilnius, Avignon, Frankfurt, Breslau, Bamberg, Innsbruck oder Sarajevo, so wie sie Häfenstädter innen, sogenannte *Port Jews*²¹, in Livorno, Saloniki, Odessa, Amsterdam, Triest, Bordeaux oder Hamburg waren. Jüdinnen und Juden haben diese Städte geprägt und die Städte haben wiederum sie selbst geprägt. All jene, die vor dem Holocaust fliehen konnten, haben als „Pioniere der Modernität“²², als ehemalige Wiener oder Berlinerinnen wiederum London und New York, Schanghai und Tel Aviv geprägt; sie „nahmen Elemente einer Stadterfahrung mit in die fremden Städte, Erfahrungen, in denen ein Stück Berlin“ oder Wien weiterwirkte.²³ Es waren also Städte, nicht Staaten, die sie physisch und sozial „aufgenommen“ haben, und keine nationalen Räume, sondern Orte mit einer historischen Disposition für Heterogenität und Vielfalt, für Kosmopolitismus, für Eingrenzung, aber auch für Ausgrenzung.

Für die jüdischen Zuwanderer des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts bedeutete das Einleben und Heimisch-Werden in der Großstadt, Konzessionen sowohl an die Moderne als auch an die eigenen Traditionen zu machen. Die Teilhabe an der modernen Stadtgesellschaft erforderte die Aufgabe traditioneller Elemente und Strukturen einer religionsbestimmten ländlichen Lebensführung zugunsten neuer Alltagsgewohnheiten. Die russische Jüdin Ella Schapira sagt in ihren Lebenserinnerungen: „In Tanopol war noch alles sehr, sehr fromm, aber in Wien hab ich dann alles aufgegeben, weil ich so enttäuscht war von dem Rabbiner. Bin ich gekommen hin zu dem Rabbiner, hab ich noch an alles geglaubt. Dort hab ich dann aufgehört zu glauben. [...] Ich hab nur geglaubt an gute Menschen. [...] Was man gehabt hat (in der eigenen Familie, Amm. d. A.), hat man geteilt. Wenn einer nicht gehabt hat, hat man

geholfen. Aber dadurch, daß ich dort so viele schlechte Leute gesehen hab, soviel schlechte Taten, bin ich ungläubig geworden. [...] Was ich fühl, is' gut; nicht, was man mir sagt. Da war's aus mit der Frömmigkeit.“²⁴

Die Formierung des Städtischen lässt sich daher beispielhaft an individuellen Prozessen der „inneren Urbanisierung“ verfolgen,²⁵ an Prozessen des Einlebens und des Sich-Einschreibens in die städtischen Lebensräume, welche mentale und habituelle Prägungen durch das komplexe und spezifische Milieu der Stadt mit sich bringen. Der Schauspieler Alexander Granach (1891–1945) schildert in seinen Lebenserinnerungen seinen Weg zu Fuß aus der dörflichen galizischen Familienfarm nach Horodenka, als Bäckerlehrling über Stanislaw und Lemberg nach Berlin, an die Schauspielerschule von Max Reinhardt, dann 1933 die Flucht nach Amerika, den Weg zum Filmstar. Die Ankunft 1907 in Berlin beschreibt er: „So kam ich, sechszehnjährig [...] nach Berlin. Horodenka, Zaleszczyki, Stanislaw, Lemberg hatte ich beschaun, beobachten, entdecken können, ich hatte Eindrücke registriert, Vergleiche angestellt. Hier kam ich nicht in eine Stadt. Hier kam eine Stadt über mich. Hier fühlte ich mich überfallen, attackiert, nach allen Seiten gerissen von einem neuen Rhythmus, neuen Menschen, einer neuen Sprache, neuen Sitten und Gebräuchen. Ich musste an mich halten, Augen aufreißen, Muskeln anspannen, um nicht überannt, nicht zernahmt, nicht zerquetscht zu werden.“²⁶ Granach findet Arbeit in einer jüdischen Bäckerei im Berliner Scheunenviertel, wo für ihn der „neue Rhythmus der Großstadt Berlin“ auf die vertrauten „traditionellen Strukturen des jüdischen Viertels“ trifft: „[...] und plötzlich war ich mitten in Berlin in einer Gegend wie Lemberg. [...] Kleine, enge, finstere Gässchen mit Obst- und Gerüstständen an den Ecken. Frauen mit bemalten Gesichtern, mit großen Schlüsseln in den Händen strichen herum, wie an der Zosina-Wolja-Gasse in Stanislaw oder in der Sptalna in Lemberg. Viele Läden, Restaurants, Eier-, Botter-, Milchgeschäfte, Bäckereien mit der Aufschrift „Koscher“, Juden gingen umher, gekleidet wie in Galizien, Rumänien und Russland.“²⁷

In den Zeiten des rasanten Städtewachstums, das die Industrialisierungs- und Technisierungsprozesse angeschoben hatten, waren die Zuwanderer, war die jüdische Kultur, das heißt jüdisches Leben und Arbeiten, materieller, sozialer und kultureller

19 Vgl. Schlor, Ich, S. 127.

20 Schlor, Ich, S. 133; Guillon, Lawrence/Klotzer, Heidi (Hg.), Berlin und die Juden, Geschichte einer Wählerwanderchaft?, Berlin 2015.

21 Vgl. Cass, Frank: *Port Jews, Jewish communities in cosmopolitan maritime trading centres, 1550–1950*, London 2002.

22 Vgl. Lewenstein, Steven M.: Die Berliner Juden 1770–1890, Pioniere jüdischer Modernität, in: Rürup, Reinhard (Hrsg.): *Jüdische Geschichte in Berlin*, Berlin 1995, S. 25–36, hier S. 25.

23 Vgl. Schlor, Ich, S. 135.

24 Krug, Helen Lisa: „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft.“ Eine Lebensgeschichte, Reinbek 1996, S. 84.

25 Zum Begriff der „inneren Urbanisierung“ vgl. Korf, Gottfried: Mentalität und Kommunikation in der Großstadt, in: Kohnen, Norbert (Hrsg.): *Urbanisierung*, in: Kohnen, Theodor/Bausinger, Hermann (Hrsg.): *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*, Berlin 1985, S. 343–361, hier S. 348.

26 Granach, Alexander: *Da geht ein Mensch*, Augsburg 2003 [1943], S. 195.

27 Granach, Mensch, S. 197.

Impulsgeber der Stadtentwicklung: „Die Assimilation in und an Wien ersucht [...] Großstadjuden [...]. Aber auch die Integration der Juden ersucht erst Wien als Großstadt, im Bild ebenso wie in der Realität. Großstadt als Zentrum von Handel, Finanzen und Industrie, Großstadt als kulturelles und intellektuelles Zentrum wurde die Haupt- und Residenzstadt Wien erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.“²⁸ Ermöglicht wurde die moderne Stadtwerdung auch und gerade durch jüdische Kapitalien und Kompetenzen: „Die Gebrüder Rothschild versorgten zwischen 1820 und 1850 mit ihren Geschäftsstellen in den wichtigsten europäischen Residenzstädten Wien, Paris und London fast den gesamten europäischen Staatskreditbedarf.“²⁹ Jüdische Bankiers und jüdisches Großbürgertum ermöglichten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Sanierung und Stadtbau in Paris, Marseille, Wien, Triest, Warschau und vielen anderen Städten. Das jüdische Berliner Bürgertum galt als „wichtiges Ferment des gesellschaftlichen Aufbaus und Fortschritts in Preußen“.³⁰ „Neun Zehntel von dem, was die Welt als Wiener Kultur [...] feierte“, so Stefan Zweig, „war eine vom Wiener Judentum geförderte, genährte oder selbstgeschaffene Kultur [...]“. Sie waren das eigentliche Publikum, sie füllten die Theater und Konzerte, sie kauften die Bücher, die Bilder, sie besuchten die Ausstellungen.“³¹

Die Würdigung des jüdischen Bürgertums und seiner vielfältigen kulturellen und materiellen Beiträge zur modernen Stadtwerdung, als „Markstein(e) der deutschen Kultur“³², setzte in den letzten beiden Jahrzehnten ein und fügt sich in den semantischen Kern des Urbanitätsbegriffes als wohlstandsunwobener Flair einer Stadt: von Wissenschaftler_innen ist hier die Rede, Ärzten, Rechtsanwältinnen, Fabrikanten, Architekten, Journalistinnen, Tuchhändlern, Musiker_innen und Komponistinnen, Schriftstellerinnen, Malern, Tänzerinnen und vielen begabten Vertreter_innen mehr aus Händel, freien Berufen, Universitäten, Kunstbetrieb u.a.m.³³. Mit beeindruckenden Lebenswegen und Lebenswerken haben wir es zu tun, von denen ich hier nur zwei Beispiele erwähnen möchte, zwei Wienerinnen, denen historische Anerkennung und Ruhm spät zuteil bis versagt wird.

28 Schlier, *Ich*, S. 125.

29 Batenberg, Friedrich: *Das Europäische Zeitalter der Juden*, Darmstadt 1990, zitiert nach Kury, Alexander: *Jüdisches Marseille und die Provence*, o.O. 2013, S. 20.

30 Thomas Koebner, zitiert nach Schlier, *Ich*, S. 134.

31 Stefan Zweig, zitiert nach Jan, Renate: *Es lebte der Boulevard*, Wien feiert 150 Jahre Ringstraße, ihre Prechtbauten erzählen von der viel zu kurzen Blütezeit des jüdischen Bürgertums, in: *Die Zeit* Nr. 18., 30. April 2015, S. 69–70, hier S. 70.

32 Vgl. Leno, Maria Lilla: *Wien! Flusser und die Freiheit des Denkens*, in: *Flusser, Freiheit*, S. 7–10, hier S. 7.

33 Vgl. exemplarisch Picard, Jacques et al. (Eds.), *Masters of Jewish Modernity*, Thinkers, Artists, Leaders, and the World they made, Princeton 2016.

Die mit ihrer Familie 1905 von Odessa nach Wien migrierte Volkskundlerin Dr. Eugenie (Jenny) Goldstern (1884–1942, ermordet im Konzentrationslager Sobhor) förderte – wie weitere jüdische Mäzene, darunter das Bankhaus Rothschild, Konrad Maathner oder Edgar von Spiegel – mit ihren Darlehen, Spenden und Sammlungen das junge Fach Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Da Goldstern im Wiener wissenschaftlichen Milieu wenig Unterstützung erhielt, promoviert sie 1921, betreut von Arnold van Gennep, in der Schweiz über die ländlich-alpine Kultur in Savoyen.³⁴ Ihre Zeitgenossin, die 1872 in Tarnopol geborene Reformpädagogin Dr. Eugenie (Genia) Schwarzwald, horte in Wien seit der Jahrhundertwende mit enormem „Gründerdrang“³⁵ über mehr als drei Jahrzehnte durch zahllose sozialreformistische und politische Initiativen das Stadtleben geprägt. Die Schwarzwaldschen Reformschulen für Frauenbildung und Koedukation, in denen Oskar Kokoschka als Zeichen- oder Arnold Schönberg als Musiklehrer unerrichteten, waren ebenso wie die von ihr geschaffenen Sozialwerke, politischen Initiativen und Bewegungen Signale der Wiener Moderne. In ihren Häusern in Wien, am Semmering und im Salzkammergut verkehrten Politiker, Intellektuelle, Künstler_innen und Sozialreformer_innen, ihre Salons waren offene Häuser und Reformerschmieden. Ihre Suppenküchen und Ferienlager unterstützen in der Zwischenkriegszeit arme Familien in Berlin und Wien. Egon Friedell schrieb über sie: „Ist es nicht ergreifend, was für einen Aktionsradius diese bewundernswerte Frau hat? Nur in Österreich ist es möglich, daß ein Mensch von solcher Begabung und Tatkraft nicht schon längst Bundespräsidentin, Rektorin der Universität, Erzbischofin und Herausgeberin der Fackel ist.“³⁶ Eugenie Schwarzwald starb 1942 im Schweizer Exil an Krebs.

Alltag und Alltagslichkeit sind der Stoff der Stadt

Der diesen jüdischen Pionierinnen stadthistorisch angemessene Platz im prominenten Diskurs der aktuellen Stadtforschung bleibt ebenso offen wie der Beitrag vieler ande-

34 Vgl. hierzu die Pionierwelt von Oroszacher, Albert: *Eugenie Goldstern*, Eine Biographie, Wien 1999; Hofmann, Silvia: *Eine fremde Forscherin im Münsterland*, Eugenie Goldstern (1884–1942), Pionierin der europäischen Ethnologie, in: Redolfi, Silke/Hofmann, Silvia/Redolfi, Ursula (Hrsg.): *Fremde Frau*, Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Grundrunds im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2008, S. 107–115.

35 Holman, Deborah: *Langeweile ist Gift*, Das Leben der Eugenie Schwarzwald, St. Pölten i.a.B. 2012, S. 179.

36 Holman, Langeweile, S. 10. Die zwischen 1999 und 1936 in Wien von Karl Kraus herausgegebene „Fackel“, war eine (politisch links geprägte) gesellschaftskritische, satirische Kulturzeitschrift, die nicht nur das Wiener Kulturreich stark geprägt habe, sondern in ganz Europa rezipiert wurde und damit einen wichtigen Beitrag zum Denken über neuen postautoritären Gesellschaftsordnung beigesteuert hat. Seit wenigen Jahren ist die Seamansgalerie online einsehbar: <http://science1.orf.at/insv/146748.html> (10.12.2016).

rer der Zuwandernden. Die Teilhabe aber an dem Menschenwerk Stadt, die Impulse der Vielen, gleichwelcher selbst beanspruchten oder zugeschriebenen Zugehörigkeiten, für eine „Kultur im Erdgeschoss“, wie Arnold Niderseres paradigmatische Formulierung für die Volkskunde gelaunt hatte,³⁷ scheint allzu selten als Bestandteil und Bedingung des Städtischen auf. Doch ist und war die „Volkskultur“ stets *der Stoff der Stadt*, die Bedingung nicht nur der Erfolge, sondern auch der Normalitäten einer jeden Stadt und ihrer Entwicklung, von Fortschritt und Veränderung.

Jeder Inter-Akteur, jede Akteurin einer statistischen Durchschnittsbevölkerung leistet zahllose subanzielle Beiträge zum Stadtbetrieb und seiner „Tragfähigkeit“. Die alltäglich gewechselten Worte, die zurückgelegten Wege, die Arbeit der Versorgung und Entsorgung ermöglichen Existenz und Gesellschaft und damit Stadt. Gemeinsam formen sie, in ebenso konfliktuellen wie partnerschaftlichen Alltagsauseinandersetzungen, das Soziale einer Stadt. Sie sind die Produktivkräfte, die mit ihrer Arbeit das ökonomische erwirtschaften, mit ihrem Ethos, ihren Werten und ihrer Spiritualität einen Lebenssinn erwirken, der sich aus den Reibungsprozessen zwischen Traditionen, Normen, neuen Ideen und eigener Erfahrung speist. Das Städtische einer Stadt schafft und gewährleistet die anonyme Bevölkerung in der ganzen sozialen Breite ihrer heterogenen Provenienzen: Angestellte in Institutionen und Betrieben, Bäckerinnen und Fleischer, Caféhausbetreiber und Modistinnen, Händler und Betreiberinnen, Musikanten, Kürschner, Lastenträger, Tramschaffnerinnen, Lavendelverkäuferinnen, Lampenanzünder und Nachwächter, Hebammen und Trödlerrinnen,³⁸ Taftkanten,³⁹ Blumenhändlerinnen, Altenpflegerinnen, Führerinnen und -frauen, Marktwortkäuferinnen, Opaker, Trickbetrüger, Telefonverkäufer, Nagelstulobesitzerinnen, Platzwarte, Tätowierer, Schülerlosen, Druckerinnen, Automechaniker, Kaffeewörterinnen, Schuhmacherlehrlinge,⁴⁰ Losverkäufer, Prostituierte, Stadtgärtner, Gendarme und andere Ordnungswächterinnen, Bootsverleiher, Eisverkäufer, Schuhputzer, Fischhändlerinnen, Straßenkehrer, Stricher, Raumpflegerinnen, Taschendiebe, Museumswärterinnen, Töpferinnen, Velokurere, Kohlenräger, Kammerjäger, Tischlerinnen, Drucker, Apotheker

37 Vgl. Niderser, Arnold: Kultur im Erdgeschoss. Der Alltag aus der neuen Sicht des Volkskunders, in: Schweizer Monatshefte 8 (1975/76), S. 461–476.

38 Vgl. die Rekonstruktionen jüdischer Lebenswelten z. B. bei Frei, Bruno: Jüdisches Eland in Wien, Wien 1920;

Johler, Brigitt/Frische, Maria (Hg.): 1938 Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche, Wien 2007;

Feyer, Peter: Jüdisches Leben in der Brigittenau. Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit, in: Brigittenau: gestern-heute-morgen, Wien 1999, S. 111–121.

39 Seehaler, Peter: Der Taftkant, Zürich 2012.

40 Karpnowicz, Abraham: Die phantastische Theorie vom Schuhmacher Perwick. Erzählungen aus dem jüdischen Wilna, Gelnigen 1995.

kenntelnerinnen, Friseurinnen, Kartusselbesitzer, Glasseifennerinnen, Drogenverkäufer, Klempnerinnen Hundelänger, Detektive, Parfümöre, Wahlrangerinnen, Maronwerkäuferinnen, Yogalehrer, Tiersalonierinnen, Köche, Tapezierer, Krankenwagenfahrer, Fitnessstrainer, Dachecker, Bademeisterinnen, Ausverkäufer, Raumpfleger, Wirtinnen, Gebrauchtharenhändler, Zeitverleiher und Schneiderinnen wie die oben erwähnte Ella Schapira (1897–1990). 1905 flieht sie aus Russland nach Galizien, im Ersten Weltkrieg nach Wien und von dort 1938 weiter nach London, wo sie bis zu ihrem Lebensende bleibt. „Wenn man stirbt“, sagt sie ihrer Enkelin, die ihr Leben aufgezeichnet und dokumentiert hat, „dann weiß kein Mensch, daß man gelebt hat.“⁴¹

Diese Vielen stellen die Mehrheiten in einer jeden Stadt; sie bilden den Reichtum und die Sprache der Stadt, stricken gemeinsam an Alltagsbewältigung und Zukunftshoffnung. In ihrem sozialen Gedächtnis findet sich der Stoff der Erfahrungen und Ereignisse in Erzählungen transformiert, wie Colette Pétonnet am Beispiel der alten Spaziergängerinnen auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise in wunderbarer Weise aufzuzeigen vermochte.⁴² Die Volkskunde gibt Zeugnis davon, dass die historischen Belege der „Volkskultur“ weniger üppig und „präsenstabel“, weniger diskursfähig sind als die der Eliten. Nur zu einem kleinen Teil finden die Vielen und ihre Geschichten Niederschlag in Archiven, Museen, wissenschaftlichen Werken; zu einem größeren Teil sind sie – als des diskursiv Abwesende der Kultur – im Gedächtnis, in Objekten, in mündlichen Erzählungen und biographischen Schriften aufgehoben. Die Zeugnisse der jüdischen Volkskulturen sind meistens vernichtet. Ihre Spuren in Gedächtnis und Literatur, in Dingen und Erzählungen, müssen wir der Kunst der lebensweltlichen Rekonstruktionen der Historikerinnen, Literaten und Kulturanthropologinnen überantworten.⁴³ Uns allen bleibt die konstante Aufgabe, „die dialogischen Fäden“ der gesellschaftlichen Verantwortung⁴⁴ gegenüber der Geschichte nicht abreißen zu lassen.

Offenes Schlusswort zur Integrität des städtischen Alltags

Sowohl die konzessionelle als auch die nationale Zuordnung konstruieren aus Teilen der Stadtbewölkerung kulturelle und „ethnische“ Minderheiten, die sie nicht wären,

41 Krag, Katja: jebisch, S. 169.

42 Vgl. Pétonnet, Colette: Frieschwebende Beobachtung auf einem Pariser Friedhof, in: Raskoven, Johanna (Hg.): Hæzen, Medergånger, Sans-Papiers..., Kulturhistorische Reflexionen zu den Käufern des sozialen

Raumens, Nürnberg 2003, S. 91–103.

43 Vgl. Maratane, S. (2015): Les Raïstances. Juives durant la Seconde Guerre Mondiale.

44 Füsser, Freilich, S. 19.

würden die Stadtbewohner innen nach sozialen Zugehörigkeiten und individuellem Zugehörigkeitsempfinden differenziert, nach dem Lebensalter oder nach professionellen Beiträgen zum sozialen und wirtschaftlichen (Über-)Leben. Im Kontext der alltäglichen Lebenswirklichkeiten sind diese Kategorien gleich der Kategorie „Geschlecht“ transversal, sie überschneiden und sie wandeln sich. Aus dieser Überlegung ergibt sich jene Frage, die sich auch für die Situation der globalisierten Bevölkerungsbewegungen der Gegenwart stellt, ob Städte heute überhaupt einer Nationalität, einer nationalen Zugehörigkeit bedürfen, um als Lebens- und Wirtschaftsarten zu funktionieren und die sich ihnen stellenden Aufgaben zu bewältigen? An der Spitze der internationalen Stadtsoziologie vertritt Saskia Sassen diese Frage für die *Global Cities* und ihre internationalen Netzwerke.⁴⁵ Doch auch in den europäischen Großstädten wirkt die Staatsbürgerschaft als ideologisierte Garantie der Integration der StadtbürgerInnen für die überaus zahlreichen BewohnerInnen einer Stadt, denen sie nicht gewährt wird, in Wirklichkeit exkludierend, während die Kraft des Städtischen, die eingangs definierte *citadinité*, in der Beförderung von gesellschaftlicher Teilhabe über Alltagsaktivitäten, in Selbsthilfe und Netzwerken, über transnationale Ressourcen und non-gouvernementale Initiativen inkludiert. Hier, im Lebensraum Stadt, spielen Anonymität und Bewegung eine wichtige Rolle. Wie ein „Film“ schützen sie in der beweglichen Menge den Einzelnen/die Einzelne⁴⁶ und ermöglichen Formen der Distanzierung auf der lebensweltlichen Allagebene. Anonymität und Bewegung werden daher paradoxerweise zu Bedingungen von Inklusion⁴⁷, während Städte auf der politischen Ebene als nationale und nationalstatische Hoheitsgebiete mit governementalen Strategien unaufhörlich Ausgrenzung exerzieren und produzieren.

Städte sind stets Konkurrenzrinnen von nationalen Herrschaftsinteressen gewesen, da ihre wirtschaftlichen Interessen, die diesen zugrundeliegende Produktivkraft und das soziale Gewicht nationalstaatlichen Anliegen häufig zuwiderlaufen. Besonders deutlich in der Geschichte haben sich diese Kollisionen in Hafenstädten gezeigt, deren

⁴⁵ Vgl. Sassen, *Saskia: The Global City*. New York, London, Tokio, Princeton 2001.

⁴⁶ Pétionnet, Galet: *La ville et les citadins*, in: Michel, Alain; André Leroi-Gourhan ou les voix de l'homme. Paris 1988, p. 118; Pétionnet, Colette: *Idéogramme ou la pellicule protectrice*, in: *Le temps de la réflexion*. VIII (La ville inquiète) (1987), pp. 247–261.

⁴⁷ Diese Momente des Städtischen scheinen bereits in den frühen Schriften zum Großstadtleben auf. Georg Simmel beschreibt, dass die städtische Lebensweise zur Fernabildung einer spezifischen Mentalität führe, für die „das Fremderliche Nähe und geistiger Distanz“ bestimmend sei, bzw., wie es nach Simmel der Psychologe Willy Hellpach formuliert, von „näherer Nähe und innerer Fremdheit“. Vgl. Lindner, Rolf: *Das andere*. (Urf. Zwei: Kulturen-Metapher und Großstadtforschung, in: Bausinger, Hermann/Köhlmann, Theodor (Hg.): *Großstadtkultur*, Berlin 1985, S. 297–304, hier S. 298. Zitiert nach Hengartner, Thomas: *Forschungsfeld Stadt*, Berlin 1999, S. 158.

Prospertät sich zuweilen aus der Verbindung von gewährtm Freihandel und ungehindertm Aufenthaltsrecht ergab.⁴⁸ Politische Konzepte einer offenen Stadt⁴⁹ unterstützen die Inzegrativität des Städtischen dort, wo die Nationalität – in der späten Moderne unter den Bedingungen der Globalisierung – nicht mehr schützend genug über der Diversität der Zugehörigkeiten steht. Der amerikanische Kampflaner John Friedland plädiert mit seinem, nach 9/11 verfassten, Aufruf zu einer „Offenen Stadt“ für die strukturelle Gleichheit aller StadtbewohnerInnen und Zuwanderer/Innen.⁵⁰ Er fordert eine „Stadtbürgerschaft“ jenseits nationalstaatlicher Anerkennungspraktiken. Die Grundlage dieser „Stadtbürgerschaft“ ist die politische Partizipation, der Zugang zum öffentlichen Raum, das Recht auf öffentliche Unterstützung sowie der Gleichheitsgrundsatz aller Stadtbewohner_innen.⁵¹ Damit knüpft er an die historische, vor-nationalstaatliche Rolle der Städte in der Gewährung und Entwicklung von Bürgerrechten an.

Diese Diskussion wird aktuell in der kritischen Migrationsforschung aufgegriffen, in der die Stadtbürgerschaft als „neues Rechtsregime“ diskutiert wird, das in der Lage ist, adäquater auf Migrationssituationen zu reagieren und den neuen Formen postnationaler Zugehörigkeiten gerecht zu werden.⁵² Diese Diskussion müssen wir weiterführen. Denn hätte sich die Stadtbewohnerschaft des mittelalterlichen Marseille, die nicht zwischen jüdischen, christlichen oder muslimischen EinwohnerInnen unterschieden hat, sondern nur *civis Massiliae*, „Bürger von Marseille“ kannte,⁵³ als Modell für die europäische Moderne durchgesetzt, dann könnten wir heute in Städten ohne Stolpersteine leben.

⁴⁸ Vgl. z.B. Dubois, Louise: *The Port Jews of Habsbourg Trieste. Absolutist Politics and Enlightenment Culture*. Stanford 1996.

⁴⁹ Vgl. Rolshoven, *Johanna/Kiergel, Robin* (Hg.): *Offene Stadt. Nischen, Perspektiven, Möglichkeitsräume*. Graz 2014.

⁵⁰ Friedmann, John: *City of Fear or Open City?*, in: *Journal of the American Planning Association* 68/3 (2002), pp. 237–243.

⁵¹ Friedmann, Cit., p. 285.

⁵² Hess, Sabine/L. Shubhan, Henric: *Politiken der Bürgerschaft. Zur Forschungsdebatte um Migration, Stadt und citizenship*, in: *suburban*, Zeitschrift für kritische Stadtforschung 2 (2014), S. 11–34, hier S. 16, S. 27.

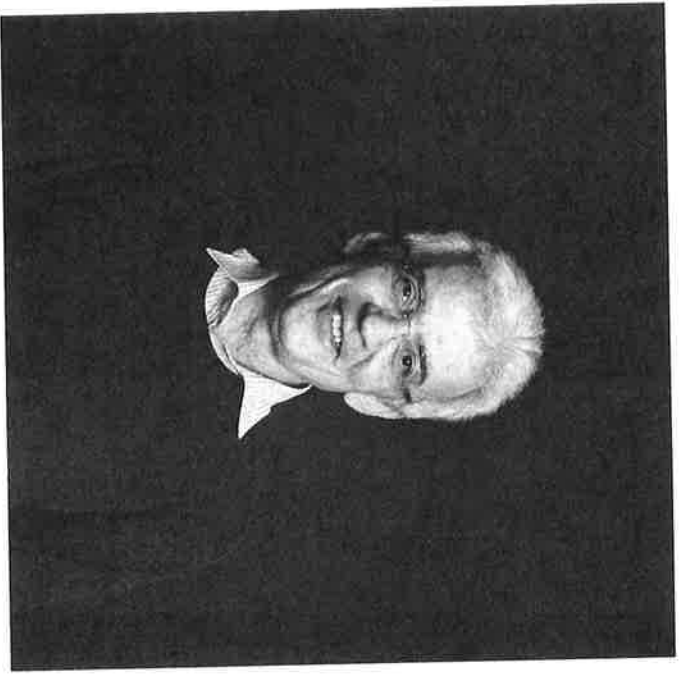
⁵³ Vgl. Kury, Marcelle, S. 34. An die politische Auffassung der *civis Massiliae* knüpft heute das Projekt „Marsellie experience“, das 1990 durch den damaligen Marsellier Bürgermeister Robert-Paul Vigouroux initiiert wurde. Im Falle inderreligiöser städtischer Konflikte wird ein Aizenserrat eingeschaltet, der aus den höchsten Würdenträgern der sechs mehrheitlich in Marseille vertretenen Religionen sowie einem laizistischen Vertreter der Bevölkerung besteht. Vgl. Bernind, Elise: *Marsellie Experience* für ses 25 ans. *Dannversaire d'une association qui reflète le cosmopolitisme de la cité phocéenne*. <http://reformant.univ-marseille-espe-rance-celebre-25-ans> (11.12.2016).

2017-11-17-14:00

Konrad J. Kuhn, Katrin Sonntag, Walter Leimgruber (Hrsg.)

LEBENSKUNST ERKUNDUNGEN ZU BIOGRAPHIE, LEBENSWELT UND ERINNERUNG

Festschrift für Jacques Picard



Portrait von Jacques Picard, Foto: Nina Mann, 2017.

INSTITUT FÜR KULTURANTHROPOLOGIE
UND EUROPÄISCHE ETHNOLOGIE
Karl-Franzens-Universität Graz
A-8010 Graz, Altenburggasse 25/II
Tel.: (0316) 380-2581

M1
034
K96



2017
BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Stiftung Jüdische Zeitsgeschichte und der Stiftung Irene Bollig-Hezhermer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Higg's Place Carl Gustafson (Lödderup, Schweden).
Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Carl Gustafsson, © beim Künstler.

Zwischenbild 1: He wouldn't last long. Brigitte Lustenberger. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher
Genehmigung der Künstlerin und der Christophe Guye Galerie, © Brigitte Lustenberger.
Zwischenbild 2: It hurt. Brigitte Lustenberger. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der
Künstlerin und der Christophe Guye Galerie, © Brigitte Lustenberger.
Zwischenbild 3: Take it deeper. Brigitte Lustenberger. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher
Genehmigung der Künstlerin und der Christophe Guye Galerie, © Brigitte Lustenberger.

© 2017 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln, Weimar, Wien
Lindenstraße 14, D-50674 Köln, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektur: Helga Loser-Cammann, Köln
Umschlaggestaltung: Satz + Layout Werkstatt Klubb, Erfurt
Satz: Bettina Waringer, Wien
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU
ISBN 978-3-412-50755-8

INHALT

Karin Sonntag, Konrad J. Kahn, Barbara Haering, Walter Leimgruber
Verbindungen: Denken und Leben im Dialog – eine Einleitung 11

1 WISSEN UND ATMOSPHEREN

Brigitte Lustenberger
He wouldn't last long 20

Maria Yelenevskaya
Life in Academia. No Laughing Matter? 23

Ina Dietzsch
Comic journalism und Ethnographie.
Ein Versuch zum Dialog zweier Wissenschaftspraxen 36

Annelies Häcki Bukhofer
Emotionen in wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Texten.
Eine Annäherung 50

Aram Mattiohi
„Living in two worlds“. Simon Pokagon und Charles A. Eastman –
zwei indianische Intellektuelle in der Ära des Progressivismus 60

Karl Stadler
Von der Ub-shohfenheit, mit kulturellen Paradigmenwechseln umzugehen.
Versuch einer Selbstreflexion 72

Theres Inauer, Konrad J. Kahn
Mit Rheinsticht.
Von den Möglichkeiten, einen Fluss kulturwissenschaftlich zu erforschen 82

Johanna Rohstovon
Die Stadt und das Städtische sind eine Welt,
die mehr ist als die Summe ihrer Teile.
Zu einigen Vergesslichkeiten der Stadtforschung 96